Haus und Welt

Stoßseufzer eines sächsischen Ehemanns

Jedes Jahr, um Frühjahr rum,
Schtärzt mei Weib de Wärtschaft um,
Globbt un bärschtet alles aus,
Gommt nich aus 'm Butzen raus.

De Gardin' wärn losgerubbt
Un de Wände abgeschrubbt.
Frisch gebohnert wärd's Bargett,
Uffklackiert äs Biecherbrett.

In dr Giche neie Schbitzen,
Alle Däbbe schtrahln un blitzen.
Ja, sogar äs Ofenrohr
Nimmt se mitn Labben vor.

Draurich sitz' ich in dr Gneibe,
Heeme is jetzt geene Bleibe,
Denn mr is bei däm Gefäge,
Iberall dr Frau im Wäge.

Der Krieg um den Wassereimer

Merkwürdige und lächerliche Kriegsursachen.

Ein gestohlener Wassereimer war vor Jahrhunderten der Grund eines mit Erbitterung geführten Krieges zwischen Bologna und Modena — eine Krähwinkel-Episode, wie sich viele in jener ritterlicher Zeit zugetragen haben, als sich alle Welt mit dem bösen Nachbar in den Haaren lag — eine Episode, von der wir nur deshalb Genaueres wissen, weil sich die Poesie ihrer bemächtigt und Alessandro Tassoni ein herrliches komisches Heldengedicht, „La secchia rapita“, daraus gemacht hat. Aber es wäre falsch, anzunehmen, um solcher Nichtigkeiten willen habe man nur in der mit der Eifersucht der Städte und dem Haß hochmögender Familien geladenen Atmosphäre des mittelalterlichen Italien das Schwert aus der Scheide gezogen. In den Annalen der Geschichte, dieser Epopöe eines unaufhörlichen, aus Machtgier, Eroberungsdrang, Rachedurst, Unverträglichkeit, Neid, aus wirtschaftlichen und tausend anderen Motiven geführten Krieges, stößt man nicht selten auf Kriegsgründe, die nicht mit menschlicher Leidenschaft entschuldigt werden können, und im Ablauf der Völkerschicksale offenbart sich nicht selten die Lächerlichkeit als bestimmende Kraft. So war die Mode, sich glatt rasiert zu zeigen, die Ursache eines der vielen Kriege, die die Türkei mit der Republik Venedig geführt hat. Als eines Tages der venezianische Botschafter mit dem Großwesir einen Vertrag abschließen wollte, forderte der Türke, der ihn beim Barte des Propheten beeidet hatte, den Gesandten auf, das Abkommen seinerseits bei seinem eigenen Bart zu beschwören. Der Venezianer antwortete auf dieses etwas sonderbare Ansinnen, in seiner Heimat trage niemand einen Bart. „So seid ihr also ein Volk von Affen!“, erwiderte der Großwesir, worüber nun der Venezianer begreiflicherweise in so heftigen Zorn geriet, daß er den Vertrag zerriß und dem Türken vor die Füße warf. Die Folge dieses Zwischenfalles war ein mit größter Erbitterung geführter Krieg, in dem 20 000 Christen und 120 000 Türken das Leben lassen mußten.

Ein (angeblich!) abgerissenes Ohr war die Veranlassung zu dem englisch-spanischen Krieg im Jahre 1739. Walpoles Ministerium wurde damals von den Torys aufs heftigste bekämpft, namentlich wegen seiner friedlichen Außenpolitik. In England beobachtete man die französische Politik mit der größten Sorge; die Franzosen, so sagte man, gingen der Universalmonarchie entgegen und könnten leicht eine Flotte zum Einfall in England ausrüsten. Walpoles Friedfertigkeit sei nationale Würdelosigkeit und Willfährigkeit gegen das Ausland. Walpole setzte solchen Argumentationen nicht die erforderliche Widerstandskraft entgegen und ließ den Dingen freien Lauf. Als nun Nachrichten einliefen, die Spanier hätten in ihren Gewässern beim Durchsuchen englischer Schiffe deren Mannschaften mißhandelt, und es sei dem Kapitän Jenkins ein Ohr abgerissen worden, erklärte England an Spanien, Frankreichs Freund, den Krieg. Die Folge davon waren weitere kriegerische Verwicklungen, in die auch Frankreich eingriff. Uebrigens ist heute erwiesen, daß die Geschichte von dem abgerissenen Ohr eine Fabel gewesen war, immerhin war die Mär glaubwürdig und suggestiv genug, um einen Brand zu entfachen. Zwei Ohrfeigen sind es im Grunde gewesen, die Abd el Krim zur Empörung getrieben und den langwierigen Krieg im Rif zur Folge gehabt haben. Abd el Krim, der an der Madrider Universität Jus studiert und den Doktortitel erworben hatte, kehrte 1913 nach Melilla zurück, wo ihn General Jordana im Namen der spanischen Regierung zum Kaid ernannte und als juristischen Beisitzer in die Zentralverwaltung der einheimischen Polizei berief. Er nahm also eine Vertrauensstellung bei der spanischen Verwaltung ein. Als der Weltkrieg ausbrach, geriet Abd el Krim in den Verdacht, deutschfreundliche Politik gegen Frankreich zu treiben, das den maurischen Polizeirichter bei der spanischen Regierung nach Kräften anschwärzte. Im Verlauf einer heftigen Auseinandersetzung zwischen dem spanischen Oberkommandierenden, General Silvestre, und Abd el Krim ließ sich jener verleiten, dem Mauren zwei Maulschellen zu geben, die so heftig ausfielen, daß ihm die Nase zu bluten begann. Abd el Krim sagte kein Wort; aber als er draußen war, mit der Hand über die Nase fuhr und dabei bemerkte, daß sie blutete, machte er mit seinen blutigen Fingern ein Zeichen auf die Mauern von Silvestres Haus und schwor blutige Rache. Wie er seinen Schwur gehalten hat, haben wir selbst miterlebt — er vermochte das spanische Heer aufzureiben den Kopf des Generals Silvestre ließ er nach der Schlacht auf eine Lanze stecken und als Siegestrophäe ins Kabylenlager tragen.

Zahlreich sind die Fälle, in denen die Etikette einen blutigen Konflikt heraufbeschworen hat. Der Krieg zwischen Polen und Schweden im Jahre 1654 verdankt sein Entstehen einer Botschaft, die der polnische Hof an den schwedischen gerichtet hatte. In dieser Botschaft waren Namen und Titel, die dem Schwedenkönig zukamen, nur von zwei „etc.“ gefolgt, während der Pole sich deren drei zugelegt hatte. Die Folge war — eine Kriegserklärung. Von geradezu mimosenhafter Empfindlichkeit auf diesem Gebiet war Ludwig XIV., der im Jahre 1661 Philipp IV. von Spanien mit der Kriegserklärung drohte, wenn er nicht in der Frage des Botschaftervortritts nachgebe. Bei einer Auffahrt in London hatte der spanische Gesandte, wie üblich, den Vortritt vor dem französischen genommen, worüber der Sonnenkönig in höchste Wut geriet. Schwere diplomatische Verwicklungen waren die Folge, und der Krieg wäre ohne Zweifel ausgebrochen, wenn nicht Philipp IV., dem sein erstgeborener Sohn kurz zuvor gestorben war, Angst vor den möglichen Folgen eines Bruches für Spanien gehabt hätte. Ein außerordentlicher Botschafter Spaniens mußte in Paris vor dem König Abbitte leisten, aus welchem Anlaß eine Münze geschlagen wurde.

Kurios war auch die Ursache des spanisch-amerikanischen Krieges im Jahre 1898. Der Aufstand auf Kuba war niedergeschlagen, als plötzlich der Untergang des amerikanischen Schlachtschiffes „Maine“ am 15. Februar 1898 vor La Habana, der auf eine spanische Unterseemine zurückgeführt wurde, die Vereinigten Staaten in den Konflikt zog und den Krieg ausbrechen ließ, der Spanien Kuba, Portorico und die Philippinen kostete. Wie war die „Maine“ nach Habana gekommen? Ein mißverstandenes Kabeltelegramm hatte das seinige beigetragen, um die ohnehin gespannten Beziehungen zwischen den Staaten und Spanien vollends zum Bruch zu drängen. Der Korrespondent einer Neuyorker Zeitung, Caldwell, hatte kurz vorher, wie alle Ausländer, die für ihr Leben fürchteten, einen Revolver nach Habana eingeschmuggelt. Da der Sendung keine Patronen beilagen, kabelte er an sein Blatt: „Kamera erhalten, aber keine Platten. Sendet sie mit dem nächsten Schiff.“ In Neuyork wurde das Telegramm infolge eines merkwürdigen Lesefehlers als Chiffredepe-

sche betrachtet und „entziffert", woraus sich ergab, daß der amerikanische Generalkonsul in Habana, Lee, tätlich angegriffen worden sei. Die Folge war die Entsendung der „Maine". In diesem Falle kann man allerdings den Gedanken nicht loswerden, daß dies merkwürdige Mißverständnis von den mißverstehenden Stellen nicht unbeabsichtigt war!

Ein kleiner Rechenfehler

Von Friedrich Wallisch.

Ein kleiner Rechenfehler schlich sich ein.

Leise und bescheiden schlich er sich ins Leben ein und setzte sich auf das Schulheft eines Kindes.

„Müller!" schrie der Lehrer. „Müller, unaufmerksamer Schlingel! Siehst du denn diesen Rechenfehler nicht? Du wirst im Leben nie etwas erreichen." Ein böser, spitzer Rotstift wollte den kleinen Rechenfehler vernichten. Der aber hatte sich rasch auf die Beine gemacht und war fortgelaufen.

Er verkroch sich in ein dunkles Haus und grübelte dort unter Tränen darüber nach, weshalb er, der arme kleine Rechenfehler, schuld sein sollte, daß das Kind Müller im Leben nie etwas erreichen würde.

Das dunkle Haus, in dem er saß, war aber die Lade eines Schreibtisches. Und er saß dort auf der dreizehnten Seite eines Kassabuches. Als es um ihn her Licht wurde, hörte er eine fürchterliche Stimme: „Sie sind ein Defraudant, Hasemann! Ich lasse die Polizei holen!"

Ein ängstliches Stammeln antwortete: „Bitte, Herr Direktor, sehen Sie doch nur her! Daß die Ziffer nicht stimmt, daran ist bloß ein kleiner Rechenfehler schuld."

„Das ist mir gleichgiltig!" donnerte wieder die fürchterliche Stimme. „Nach diesem Vorfall kann ich kein Vertrauen mehr zu Ihnen haben. Sie sind entlassen, Hasemann!"

Da lief der kleine Rechenfehler wiederum eiligst davon. Er fühlte sich schuldbeladen und bedauerte aus ganzer Seele, daß Herr Hasemann seinetwegen entlassen worden war. So recht klar wurde es ihm ja nicht, was er eigentlich verbrochen hatte. Aber er leistete doch einen heiligen Eid, sich zu bessern. Mit den edelsten Vorsätzen im Herzen betrat er ein Warenhaus und nahm gesittet auf einem schönen rosenroten Kassenblock Platz.

„Herrlich!" jubelte da ein Jüngling mit Namen Hilarius. „Kein Mensch hat den kleinen Rechenfehler bemerkt. Jetzt kann ich endlich den Ring für Luise kaufen. Wäre mir dieser kleine Rechenfehler nicht zu Hilfe gekommen, hätte ich nie so viel Geld zusammengebracht."

Es ist leicht zu begreifen, daß sich der Rechenfehler ungemein stolz und glücklich fühlte, als er mit solcher Freude und Herzlichkeit begrüßt wurde.

„Ich bin gern bereit, bei dir zu bleiben," sprach er zu Hilarius. „Aber ich bitte, zur Kenntnis zu nehmen, daß ich von nun an kein kleiner Rechenfehler mehr bin, sondern ein großer. Man bleibt nicht immer ein Kind."

Er wurde der Freund und Begleiter des Jünglings, half ihm, Schmuck und Blumen und Kleider für Luise zu kaufen, und war mit seiner einflußreichen Stellung sehr zufrieden.

Aber eines Tages kam es zwischen Luise und Hilarius zum Zerwürfnis. „Ich habe mich in dir getäuscht!" wehklagte der Jüngling. „Ein großer Rechenfehler ist daran schuld gewesen. Ich glaubte an deine Liebe und rechnete nicht mit deiner Selbstsucht. Jetzt sehe ich, daß dir an mir nichts liegt, nur an dem Schmuck und all den Dingen, die ich dir geschenkt habe. Du hast mein Leben vernichtet."

Er verließ seine Freundin und stürzte sich in den Stadtteich.

Der Rechenfehler rang vor Kummer die Hände. Nun hatte er wieder ein Unglück verschuldet! Aber geistig regsam, wie er nun einmal als Kind der Mathematik war, faßte er sogleich den Gedanken, sich von seiner Schuld reinzuwaschen, indem er Hilarius zu Hilfe käme.

Und siehe da — der Jüngling tauchte aus den Fluten des Stadtteiches auf und stieg ans Ufer. „Ich rechnete damit, daß das Wasser hier viele Meter tief wäre," knurrte er, während er seine Kleidung wieder in Stand setzte, so gut es gehen wollte. „Aber dieser Tümpel ist ja kaum einen Meter tief. Das war ein kleiner Rechenfehler — Gott sei Dank." Er ging nach Hause und trank eine Tasse Fliederblütentee.

Der Rechenfehler freute sich, daß es ihm gelungen war, das Aergste abzuwenden. Aber er kränkte sich zugleich, daß ihn Hilarius wiederum klein nannte, obwohl er dem Unvorsichtigen doch das Leben gerettet hatte. Erbittert über so viel Undank wandte er sich auf immer von dem Jüngling ab.

Er fühlte sich nun schon als Herr in gesetztem Alter und hielt es für angemessen, sich in Zukunft nur mehr mit durchaus ernsten Dingen zu befassen. Deshalb schlug er seine Wohnung in dem Manuskript des Professors Meier auf, der nicht bloß Astronom, sondern auch gleichzeitig Philosoph war.

„Wie ist das nur?" brummte der Professor. „All meine Beobachtungen stimmen. Jedes Gestirn geht den Weg, den meine Zahlen ihm vorschreiben. Trotzdem kann ich nicht verstehen, weshalb die Gestirne gerade diesen und keinen anderen Weg gehen. Wer ist es, der sie zwingt, ihre Bahn zu beschreiben? Und woher stammen sie? Kein Zweifel, in meinen Arbeiten steckt noch ein kleiner Rechenfehler. Könnte ich ihn ausmerzen, so wäre mir alles klar, was im Weltall gewesen ist und sein wird."

Es schmerzte den Rechenfehler tief, daß dieser berühmte und weise Mann ihn geringschätzte. „Ich bin kein kleiner Rechenfehler," schluchzte er gekränkt. „Lieber Gott, wann wird man mich endlich für voll und erwachsen ansehen!"

Der liebe Gott und Professor Meier hatten ihre Arbeitsstuben Tür an Tür. Sie beschäftigten sich ja beide mit den Dingen des Himmels. Daher hörte der liebe Gott die Klage des Rechenfehlers. „Kränke dich nicht!" rief er ihm zu. „Diesmal hat der Professor unrecht. Du aber bist im Recht. Dieser weise Mann hier irrt, wenn er meint, es sei nur ein kleiner Rechenfehler, der ihn hindert, tiefer in das Gefüge meiner Welt hineinzuschauen. Nein, du bist nun schon ein großer Rechenfehler."

Als er diese trostreichen Worte des lieben Gottes vernommen hatte, vergaß der Rechenfehler vor Stolz allen Aerger, den ihm die Menschen angetan. Er wurde ein getreuer und geduldiger Kamerad des Professors. Viele, viele Jahre lang spielten sie lustig Verstecken und Haschen miteinander, bis dem gelehrten Mann der Atem ausging und er tot hinfiel.

Der Rechenfehler fürchtete nun sehr, daß er sich ohne seinen Freund Meier einsam fühlen und langweilen würde. Der liebe Gott aber erbarmte sich seiner, hob ihn lächelnd auf gütigen väterlichen Händen in die Höhe und trug ihn behutsam in die Ewigkeit. Und die Erzengel nahmen den großen Rechenfehler gastfreundlich in ihrem himmlischen Hause auf.

Die verhängnisvolle Postkarte

Der Richter hatte gesprochen und die Angeklagte bekam das Wort, bevor die Schöffen zusammentraten.

Sie war eine kleine, furchtsam aussehende Frau. Ihre Augen glichen Funken, die über die Asche eines verbrannten Papieres hinlaufen, und ihr zuckender Mund berichtete stumm von den Leiden bloßliegender Nerven, die in Qual und Schmerz aufschrien.

„Es ist fast fünf Jahre her. Damals waren wir sieben Jahre verheiratet gewesen. Mein Mann war ungefähr achtzehn Jahre älter als ich. Er war ein Mensch der Ordnung und Pflichterfüllung bis zum äußersten. Seine Gewohnheiten waren an bestimmte Regeln gebunden und er kannte nur eine einzige Leidenschaft — seine Eifersucht.

Diese war einfach aus dem Nichts hervorgewachsen — aber gerade die Tatsache, daß sich nichts finden ließ, was er mir hätte vorwerfen können, bestärkte ihn in seiner falschen Annahme.

Da kam eines Tages Hans Meing aus dem Ausland zurück. Er war mein Jugendfreund — ja fast mein Bruder — aber ich wagte es nicht, ihn als Gast in mein Heim zu bitten, aus Angst vor meinem Mann.

Durch meine Eltern hatte ich ihn auffordern lassen, mich in der Wohnung meiner Eltern zu begrüßen, aber die Eifersucht meines Mannes hatte ich gänzlich unerwähnt gelassen. Einige Tage darauf erhielt ich eine kurze Mitteilung von ihm:

„Montag abend an verabredeter Stelle, dein Hans."

Ich hätte ja diese kleine Karte verbrennen sollen. Leider unterließ ich es. Allein diese unglückselige kleine Karte trägt die Schuld an den fünf entsetzlichen Jahren, die folgten. Am Montag kam mein Mann wie gewöhnlich nach Hause, zum Essen. Ich bemerkte zwar gleich, daß irgend etwas nicht stimmte. Ich wollte aber nicht fragen in der Annahme, daß er vielleicht irgendwelche Unannehmlichkeiten auf seinem Kontor gehabt hätte. Wir gingen zu Tisch. Er nahm seine Serviette und faltete sie auseinander. Dann griff er in seine Tasche und legte etwas gerade vor mir auf den Tisch — die Karte von Hans Meing. Ich verstummte vor Entsetzen. Nun erwartete ich, daß er mich mit Vorwürfen überschütten würde — aber er schwieg. —

Nach beendeter Mahlzeit ging er in sein Zimmer. Ich hörte, wie er dem Dienstmädchen den Befehl erteilte, sein Bett auf dem Divan seines Arbeitszimmers zu richten.

Seit diesem Tage existierte ich einfach nicht mehr für meinen Mann. Nur bei den Mahlzeiten sahen wir uns — und — bei jeder Mahlzeit errichtete er mit konsequenter Bosheit eine Mauer zwischen uns — — die kleine, unbedeutende Karte, die er jeden Tag vor sich auf den Tisch legte.

Ich versuchte, mit ihm zu sprechen. Ich rief in eine Wüste hinein. Er sah und hörte mich nicht, alles, alles, was er zu sagen hatte, teilte er dem Dienstmädchen mit — —

Tage — Wochen — Monate — Jahre lang — —

Ich hatte gehofft, daß dieser Zustand von selbst irgendwie ein Ende finden würde. Ich versuchte, ihn wieder zu gewinnen mit kleinen Aufmerksamkeiten, aber er wollte weder sehen noch hören.

Meine Seele schrie danach, ihm alles zu erklären — mich mit ihm auszusprechen, aber er war und blieb taub und blind. Ich war wie eine Pflanze, die langsam im Schatten einer eiskalten Mauer verwelkte. Ich wagte es nicht mehr, ihm bei den Mahlzeiten gegenüber zu sitzen, denn jeden Tag, den Gott werden ließ, legte er die kleine Karte vor sich auf den Tisch — selbst wenn ich nicht zugegen war. Ich belauerte ihn durch die Türspalte — viele, viele Male. Da geschah es, daß der Wahnsinn nach mir langte — sich nach und nach in mich einschlich. — —

Während der Mahlzeiten beobachtete ich den Mann durch die Türspalte. Seinen Rücken, seinen Hals und den graumelierten Scheitel — Kälte und Härte strahlte er aus — sein graumelierter Schädel wurde geradezu furchtbar. Ich fror, wenn ich ihn sah — es war unheimlich — und — da eines Tages — wurde der Wahnsinn Herr über mich. — —

Ich sprang hervor — ich riß die schwere Porzellanvase von der Säule — und zerschmetterte den grauen, eckigen kalten Schädel, der immer einen Eishauch ausgestrahlt hatte, der gedroht hatte, mich um meinen Verstand zu bringen, mich zu vernichten.

„Meine Herren Geschworenen — das war kein Mord — das war Angst — Wahnsinn — Selbstschutz — ich verteidigte mein Leben und meine Ehre — und meinen Verstand — und — und . ."

Schluchzend brach die Angeklagte zusammen. —

Drei Stunden später traten die Schöffen wieder in den Gerichtssaal. Es herrschte Totenstille — atemlose Spannung — —

„Nicht schuldig!" — — Wilhelm Gorki.

Sowjet-Telefon

Von M. Sostschenko.

Hör mal, Bürger, ich habe mir vor kurzem ein Telefon angeschafft. Ohne Telefon in unserer hastigen Zeit — heißt ohne Hände sein.

Es kann manches geschehen — man wird mal angerufen oder man muß irgendwo anläuten.

Zwar weiß man nicht recht, wohin man läuten sollte — das ist wahr. Doch andererseits, materiell betrachtet, befinden wir uns nicht mehr in 1919.

Damals mußte man nicht nur das Telefon entbehren, man hatte nicht mal was zu fressen. Man nahm auch das hin.

Jetzt jedoch stellt man dir für fünf Rubel einen Apparat auf. Herr, dein Wille geschehe! Und — magst du — so telefoniere. Magst du nicht, auch recht. Niemand nimmt's übel, wenn du's nur bezahlst.

Gewiß, die Nachbarn waren erst ein wenig beleidigt. Sie sind das Telefon nicht gewöhnt.

Schließlich, sagen sie, beginnt's noch in der Nacht zu läuten. Ach, lassen Sie's lieber sein.

O, wissen Sie, es läutet weder Tag noch Nacht.

Natürlich habe ich ringsumher meine Nummer angezeigt, mit der Bitte, mich anzuläuten. Uebrigens sind es alle parteilose Kameraden, die benutzen das Telefon kaum.

Ganz umsonst jedoch habe ich mich nicht für den Apparat verausgabt. Neulich mußte ich in einer sehr wichtigen, in einer außerordentlich ernsten Angelegenheit läuten.

Es war am Sonntag.

Ich sitze, wissen Sie, so an der Wand; schaue zu, wie originell das Ding da hängt. Plötzlich — gabs ein Geläut, ein Geläut! Bis dahin nichts, gar nichts. Und plötzlich ists, als wollte es den Apparat sprengen.

Ich war wirklich erschrocken.

Gott, denke ich, soviel Geläut, und alles für dieselbe Bezahlung.

Vorsichtig hebe ich das Rohr ab — für sein gutes Geld.

Hallo, sage ich, woher wird geläutet?

Das bedeutet, lautet die Antwort, daß man Sie angeläutet hat.

Was ist passiert, frage ich, und, Verzeihung, wer ist am Apparat?

Am Apparat ist eine Ihnen bekannte Person, erwidert man. Kommen Sie in einer eiligen Angelegenheit in die Kneipe, Ecke der Posadskaja.

Wie außerordentlich bequem, denke ich. Was hätte diese Person angefangen, gäb's keinen Apparat im Hause. Sie hätte sich vom Tram durchrütteln lassen.

Hallo, sage ich, wer ist die Person? Und was für eine Angelegenheit?

Aber im Apparat schweigt's. Keine Antwort.

In der Kneipe wird sich's schon herausstellen, denke ich. Im nämlichen Augenblick bin ich angekleidet, laufe hinunter.

Ich stürze in die Kneipe.

Bürger, sage ich, wer hat mich angeläutet und haben Sie die Güte, in welcher Angelegenheit?

Die Gäste schweigen.

Ich denke ärgerlich: Man hat doch geläutet, und nun ist niemand da.

Ich setze mich an einen kleinen Tisch und bestelle zwei Schnäpse.

Ich bleibe ein wenig hier, vielleicht kommt jemand. Sonderbare Scherze, denke ich. Ich trinke meine beiden Schnäpse, mache einen kleinen Krebsimbiß, dann gehe ich nach Hause.

Zuhause ist alles von oberst zu unterst gekehrt. Ich bin bestohlen. Mein dunkelblauer Anzug fehlt, auch zwei Laken.

Ich gehe an den Apparat, läute dringend.

Hallo, Fräulein, verbinden Sie mich dringend mit der Kriminalpolizei. Ich bin bestohlen, ganz und gar, sage ich.

Das Fräulein erwidert: „Haben Sie die Güte, es ist besetzt."

Ich läute später noch einmal. Das Fräulein sagt: „Der Knopf funktioniert nicht."

Ich kleide mich an. Stürze die Treppe hinunter. Mit dem Tram gehts in die Kriminalpolizei.

Ich erstatte Anzeige.

Dort sagt man:

„Wir werden eine Untersuchung einleiten."

Ich sage: „Wollen Sie untersuchen und mich dann anläuten."

Die aber antworten: „Wir haben eben keine Zeit anzuläuten. Wir untersuchen auch ohne zu läuten."

Wie das alles enden wird, weiß ich nicht. Es hat keiner weiter angeläutet. Aber der Apparat hängt da.

(Aus dem Russischen übertragen von Sascha Rosenthal.)

Die Annonce

Von J. Fraenkel.

Nein, natürlich hatte er das nicht zu oberst liegen lassen! Sie hatte auf seinem Nachttisch zwischen Geldbörse, Brieftasche, Schlüsseln, Uhr, Taschenmesser, Füllfederhalter, Briefen und einem Haufen höchst verschiedener Papierfetzen den Zeitungsausschnitt gefunden. Eine Tür war aufgesprungen und der Windstoß hatte die Hälfte des ganzen Sammelsuriums auf den Fußboden gefegt. Die Ueberschrift des Zeitungsausschnittes hatte gleich ihre Blicke gefesselt: „Ehe". Sie saugte sich an diesem Wort fest; dieses Wort zog sie an, wie der Magnet das Eisen. In ihren Schläfen hämmerte es, als sie weiter las:

„Junge, hübsche Dame aus der guten Gesellschaft sucht die Bekanntschaft eines kultivierten, vermögenden Herrn mit eventueller späterer Heirat als Ziel. Chiffre Nr. . . ."

Der Schluß fehlte, war abgerissen.

Eine Erinnerung jagte durch ihr Hirn und warf scharfes Licht auf einige dunkle Flecken, wie ein Blitz, der in einem schwindelnd kurzen Augenblick eine nachtdunkle Landschaft erhellt.

Sie drückte energisch auf die Klingel. Das Mädchen kam hereingestürzt. „Haben Sie nicht gestern abend, nachdem ich bereits zu Bett gegangen war, einige Briefe für meinen Mann in den Postkasten geworfen?"

„Ja, gnädige Frau, es waren zwei Briefe."

„Erinnern Sie sich der Adressen?"

„Nein, darauf habe ich nicht geachtet."

„Nicht?"

„Jaaa, ich — habe — doch darauf geachtet," stotterte das Mädchen. „Der eine Brief war an die Steuerbehörde — und der andere an ein Annoncenbüro — mit Chiffre . . ."

— — — — — — — — — — — — —

„Aber — die gnädige Frau ist ja plötzlich so bleich geworden, soll ich vielleicht . . . ."

„Gehen Sie — gehen Sie und lassen Sie mich in Ruhe!"

— — — — — — — — — — — — —

So weit ist es also gekommen — so weit!

Sie sitzt auf dem Bettrand und zerrt vor Raserei an ihrem Kopfkissen, während er nebenan im Badezimmer herumwirtschaftet, im Wasser plantscht und obendrein vergnügt pfeift.

Er pfeift sich einen — und ich . . . Wie Männer sich doch verstellen können — unglaublich. Und ich naive Seele, die ich bin, die glaubte, daß wir Frauen es verstünden, Komödie zu spielen. Erst gestern abend hatte dieser Schuft ihr gesagt, daß er sie noch nie so sehr geliebt hätte, wie gerade jetzt, daß er der glücklichste Mann auf Gottes grüner Erde sei — Quatsch — sie solle sich nur irgend etwas Schönes wünschen, hatte er gesagt, sie solle es als Geschenk von ihm erhalten . . . und so maßlos dumm war sie gewesen, all seinem Gerede zu trauen.

Da — die Tür vom Badezimmer springt auf.

Er steht in der Türöffnung in seinem gestreiften Pyjama, neu barbiert und morgenfrisch.

„Darf ich jetzt um meinen Morgenkuß bitten?"

„Deinen Morgen . . . Schweig, ich weiß alles!"

„Alles? Was alles?"

„Bekenne lieber gleich alles, als noch lange den Erstaunten zu spielen!"

„Gott bewahre — was denn?"

„Spiel doch keine Komödie!"

„Ja — aber du bist es ja, die Komödie spielt. Das ist großartig. Tra-la-la! Was für ein Lustspiel ist es denn eigentlich, in dem ich auf höchsten Befehl mitwirken soll?"

„Lustspiel? Eine Tragödie ist es, Alfred! Gestehe doch gleich! Du hast auf eine Chiffre in der Zeitung geschrieben. Laß doch das Leugnen sein. Erzähl mir auch nicht, daß das irgendein dummer Witz von dir gewesen sei!"

„Nein, — das war mein bitterster Ernst! Aber woher weißt du das?"

„Damit hast du wohl nicht gerechnet, daß ich das erfahren konnte — haaa!"

„Nein, wenn ich ehrlich sein soll, nicht. Das Ganze sollte ja eine Ueberraschung sein. Aber darum brauchst du dich doch nicht so anzustellen — mir scheint beinahe, daß du am ganzen Körper zitterst."

„Alfred — ich dulde es nicht, ich kann es nicht ertragen!"

„Und ich dachte, dir eine Freude zu machen. Hast du nicht so oft gesagt . . ."

„Alfred — so schweige doch endlich!"

„Na — na — stell dich doch nicht so an . . ."

„Und noch dazu eine wildfremde, die du nicht einmal kennst."

„Aber, mein Gott, sie kommt doch von einem großen Gut aus Jütland, hat einen noblen Stammbaum, ist rassig und rothaarig, ist . . ."

„Schweig, schweig, du machst mich rasend . . ."

„Ja, wir wollen aufhören. Komm nun, und gib mir den Kuß, um den ich schon vorher bat."

„Kuß? Ich? Nein, mein „kultivierter Herr", zwischen uns ist es aus." Und mit diesen Worten schleudert sie ihm die Annonce hin.

Ihre Blicke gleichen spitzen Metallnadeln. Er betrachtet verständnislos die Annonce, während sie ihn mit triumphierenden Blicken mißt . . . dann wendet er ihr die Kehrseite des Ausschnittes zu.

Innerhalb einer Umrahmung von roten Bleistiftstrichen leuchtet ihr schwarz auf weiß entgegen: „Flockhaariger, rostroter, irischer Setter, mit schmalem, weißen Brust- und Stirnstreifen, rationell gezüchtet, prima Rasse, zu verkaufen."

Defraudanten

Skizze von Willy Wagner-Stürmer.

Ignaz Goldt ist keine ehrliche Haut, flüsterte der Chef der Firma Brochatti & Co. menschenkundig vor sich hin und dachte dabei trotzdem an Gehaltsaufbesserung. Er warf liebevoll einen Blick durch die Kontorscheiben nach dem jungen Manne, der krumm über dem dicken Hauptbuch lag. Ich werde ihn befördern, dachte der Chef des Bankhauses weiter und setzte den Gedanken sogleich in die Tat um.

Nach wenigen Sekunden stand der Berufsdefraudant Ignaz Goldt vor ihm. Demütig, mit dem treuen Blick in den Augen, den er seit jenen Jahren hinter schwedischen Gardinen nicht mehr los wurde. Dieser Blick war ihm eigen geworden, er war das Glanzstück seiner Maske. Ihm verdankte er seine Stellung und dieser treue Blick war schuld an seinem Aufstieg. — Ignaz Goldt wußte das. Selbst auf seinem Steckbrief war er stets als besonderes Merkmal verzeichnet.

„Herr Goldt," sagte der Chef und strahlte vor innerem Vergnügen, während er seinem Angestellten gläubig in die treuen Augen schaute, „ich trage mich mit dem Gedanken, Sie zu befördern." Ignaz Goldt nickte schweigend und ergeben mit dem Kopfe, als sei das etwas Selbstverständliches. Nur seine treuen Augen zeigten für Sekunden ein gefährliches Glimmen.

„Ich werde Sie zum Hauptkassierer machen und Ihnen ein Duplikat von dem Kassenschrankschlüssel aushändigen. Hoffentlich werden Sie mein Vertrauen zu würdigen wissen."

Goldt legte ergeben die Finger aufs Herz, verbeugte sich und fand vor freudigem Schreck keine Worte. Das war mehr, wie er in seinen kühnsten Träumen je erwartet hatte. Der Chef soll sich nicht in mir täuschen, dachte Ignaz Goldt. Fast hätte er damit selbst an seine Ehrlichkeit geglaubt.

Seit jenem Tage hütete er den großen Tresor. Der Blick seiner Augen war noch demütiger geworden, er verzog den Rücken über dem Hauptbuch wie ein Akrobat und verließ täglich als Letzter das Bankhaus Brochatti & Co.

Irgendein neugewonnener Kunde hatte bei der etwas anrüchigen Firma mehrere Millionen in neuen Kronenscheinen deponiert. Nun erklärte ihm der Chef eines Morgens, da Goldt sich am vergangenen Tage einen falschen Paß verschafft hatte, daß er in einer dringenden Angelegenheit werde verreisen müssen. Dafür wäre die Gelegenheit jetzt so günstig, dachte Goldt und überrechnete schon leise seinen Gewinn.

Am nächsten Morgen mußte der Chef tatsächlich verreisen. Für mehrere Tage. „Herr Goldt," sagte er und strahlte vor innerem Vergnügen, während er seinem Angestellten gläubig in die Pupillen sah, „ich werde verreisen müssen und überlasse Ihnen für diese Zeit die Aufsicht über die Firma. Ich hoffe, daß Sie mein Vertrauen zu würdigen wissen."

Und abermals legte der Angestellte die Finger auf das Herz und verbeugte sich ergeben. Damit hielt Ignaz Goldt die ersehnte günstige Gelegenheit für gekommen. Die Bahn war frei.

Als der menschenkundige Chef nach einigen Tagen wiederkam, war sein Vertreter mit den treuen Augen verschwunden und mit ihm jenes Millionendepot nagelneuer Kronenscheine irgendeines Kunden. Der Chef hatte dies erwartet. Die Polizei jagte Steckbriefe hinter dem wohlbekannten Defraudanten her, Brochatti jammerte über seine schlechten Menschenkenntnisse und die Versicherungsgesellschaft zahlte irgendeinem Kunden drei Millionen Kronen aus.

Der Defraudant Ignaz Goldt mußte jedoch nach einiger Zeit im Auslande fluchend die traurige Feststellung machen, daß seine Beute aus falschen Noten bestand. Trotz der vorzüglichen Maske und den reichen Erfahrungen.

Die Firma Brochatti & Co. war wenige Tage vorher in andere Hände übergegangen. Ihr menschenkundiger Chef aber verschwand mit den drei echten Millionen der Versicherungsgesellschaft in Brasilien und lebte dort unter falscher Flagge glücklich und zufrieden.

„An Herrn Maier, Backnaug"

Von Wilhelm Schussen.

Tschingtiang liegt in China, das Städtchen Backnang aber im Schwabenlande. Darüber sind sich alle Wissenden einig.

Aber jenes Schulbüblein, das einst chinesische Städte aufzählen sollte, vergaß sich vor lauter Eifer und vielleicht auch durch den Klang der Worte verführt und deklamierte also, Kanton, Jünjang, Nanjang, Nankang, Backnang, Tschingkiang.

Man lachte es damals nicht schlecht aus.

Trotzdem ist das Büblein später zur Post gekommen, wenn auch nicht gerade Reichspostminister geworden.

Als jemand diese alte, wahrhaftige Begebenheit jüngst in Gesellschaft erzählte, wirkte sie wie neu.

Da erzählte ich denn, mit geheimer Abbitte beim seligen Peter Hebel, die noch viel bekanntere, um ebenfalls mein Scherflein zur Hebung der Gemütlichkeit beizutragen.

Da sandte nämlich einmal vor Jahren ein Vater aus einem kleinen Ort bei Bremen an seinen Sohn, der in eben jenem Backnang als Volontär in einer Lederfabrik amtierte, einen Brief, der u. a. auch einen Fünfzigmarkschein enthielt.

Da keine Danksagung eintraf, fragte der Vater nach etlichen Wochen beim Sohne an, ob er denn seinen Fünfzigmarkschein nicht erhalten habe. Nein, er habe nichts erhalten, weder einen Brief, noch Geld, schrieb der Sohn zurück. Also war der Brief samt Fünfzigmarkschein leider verloren gegangen. Man sollte halt niemals Geld in einem bloßen Brief versenden, das ist eine alte Erfahrung, und man sollte auch niemals bloß schreiben: An Herrn Maier, Backnang.

Aber man sollte auch niemals voreilig ein Unrecht nachsagen, auch der Post nicht, selbst wenn zwischenhinein einmal nicht alles sogleich aufs Tüpfelchen klappt.

Unterdessen lief nämlich der Brief samt Fünfzigmarkschein mit ordnungsgemäßer Geschwindigkeit seinem Bestimmungsort entgegen, zuerst mit dem Zug, dann zu Schiff, nach China in der Richtung Kanton, Peitang, Backnang, Nankang usw. Und nach einigen Monaten lief er ebenso ordnungsgemäß von dort wieder zurück. Er trug nun aber einen amtlichen Vermerk der chinesischen Behörden, nämlich: Backnang liege nicht in China, sondern an der Murr in Württemberg. Auch der Fünfzigmarkschein war noch darin. Woraus man ersieht, daß man auch in China einen hübschen Witz mit Behagen zu genießen weiß, und daß man dort gar nicht so rückständig ist, wie manche Leute in ihren vier Wänden daheim es immer noch zu behaupten pflegen.